

## **Bandscheibenvorfall**

Ingrid Lausunds Tragikomikogroteske von Anatol Preissler in Trier inszeniert

von Rainer Nolden auf [www.nachtkritik.de](http://www.nachtkritik.de)

### **„In der Hölle des Büros**

Trier, 22. Dezember 2012. Jeder weiß ein Lied von ihnen zu singen, von den Kriechern, Katzbucklern und Stiefelleckern, von den Intriganten, Gutmenschen und Friedensstiftern am Schreibtisch gegenüber oder im Zimmer nebenan, mit denen man mehr Lebenszeit verbringt als mit der Familie. Das Büro als literarischer Topos ist nur wesentlich jünger als der Arbeitsplatz an sich; von seiner Ödnis berichteten Dichter und Dichterinnen wie Erich Kästner, Mascha Kaléko und Irmgard Keun, Marcel Aymé ("Ein Mann geht durch die Wand") oder, ganz frisch in den Buchläden, der schlicht "Das Büro" betitelte Roman des Niederländers J. J. Voskuil.

### **Fünf Typen rückgratlos**

Die Autorin Ingrid Lausund befand sich also in guter Gesellschaft, als sie vor zehn Jahren mit ihrem bösen Bürostück "Bandscheibenvorfall" an die Öffentlichkeit trat. "Rückgratverkrümmung" hätte es zwar exakter getroffen, aber streng genommen haben die drei Männer und zwei Frauen nicht einmal mehr etwas, das verkrümmt werden könnte.

Es sind vordergründig mehr Stereo- als originelle Typen, von Yvonne Wallitzer in gleichmachende Grautöne gekleidet, die Lausund im Trierer Theater an die Schreibtische setzt, was uns Zuschauern die Identifikation mit den eigenen Kollegen natürlich enorm erleichtert (oder vielleicht sogar mit uns selbst, wenn man mal so richtig ehrlich sich selbst gegenüber wäre). Da ist der smarte Karrierist (Jan Brunhoeber), der Kaffeeküchen-Casanova (Tim Olrik Stöneberg), die intrigante Zicke (Sabine Brandauer), die patente Kollegin (Vanessa Daun) und die arme Sau (Klaus-Michael Nix).

### **Wo im Büro der Hammer hängt**

Regisseur Anatol Preissler lässt jedem seiner Angestellten genügend Raum zur Entfaltung seiner / ihrer charakterlichen Macken. Und je nach Bedarf bildet das

ungleiche Quintett neue Bündnisse und Koalitionen, wobei sie alle der Wunsch eint, dem Kollegen zumindest eine Sprosse beim Aufstieg voraus zu sein – oder, viel schöner noch, es dem Chef, der in Gestalt eines ordinär blökenden Rotlichts seine Untergebenen zum Rapport zu sich befiehlt, mal so richtig zu zeigen. Doch jedes Mal, wenn sie aus seinem Büro zurückkehren – mit einem Messer im Rücken, zum Narren oder einen Kopf kürzer gemacht, das Gesicht verloren, was durchaus wortwörtlich zu verstehen ist – war es natürlich der Boss, der ihnen wieder mal gezeigt hat, wo der Hammer hängt.

Das droht in der ersten Stunde stellenweise ins Klamottige abzudriften, hätte hier und da auch einen Rotstiftstrich vertragen. Überdies scheint Preissler der Wirkung der Vorlage nicht recht zu trauen, denn er hat bei Schlagern, Soulmusik und Musical gewildert mit dem Versuch, das Stück aufzupeppen. Die Songs und Chansons bringen die Handlung zwar nicht wirklich voran, den Schauspielern aber (vor allem Daun und Nix) zusätzlichen Applaus ein.

### **Aus Typen werden Charaktere**

Doch dann, im zweiten Teil, knickt die Handlung unvermittelt ab ins Tragische, und die fünf Typen werden zu runden Charakteren, die aus ihrer Bürorolle fallen und in fünf langen Monologen einen anrührenden Seelenstriptease hinlegen. Da stürzen, in eher traumartigen Sequenzen, reihenweise Fassaden ein, Sehnsüchte und Wünsche werden offenbart und deren Unerfüllbarkeit mehr oder weniger resigniert eingestanden. Und dennoch schimmert da, etwa bei Brunhoebers smartem Sonnyboy, wider besseres Wissen die verwegene Hoffnung durch die Gitterstäbe der Alltagsroutine, dass das wohl doch nicht alles gewesen sein kann.

Die von Neonlicht grell beleuchtete Bürohölle hat Karel Spanhak als sterilen Raum ohne irgendeinen Bezug zu irgendeiner Außenwelt gestaltet. Die roten Türen rechts und links machen nicht den Eindruck, als ob sie Fluchtwege in die Freiheit wären. In diese geschlossene Gesellschaft der Angestellten dringt Privates nur als Behauptung, niemals als Beweis ein. Die Existenz zirkelt um Kugelschreiber, Karriereknicke und Kaffeeküche. "Ein Abend für Leute mit Haltungsschäden" ist dieser Bandscheibenvorfall untertitelt. Das klingt nach schenkelklopfender Komödie. Welch ein Irrtum!"

## Buntes: (Physio)Therapie im Theater

### Premiere "Bandscheibenvorfall"

Stefanie Braun | 27.12.2012 auf „5 vor 4“

„Volkskrankheit: Bandscheibenvorfall. Volkskrankheit: Stress. Volkskrankheit: Burn-out. Um diese und einige andere brisante Themen geht es in dem neuen Schauspielstück des Theater Trier, das am Samstag, 22. Dezember, Premiere feierte.

Fünf Typen, wie man sie in jedem Betrieb antrifft: Der Ehrgeizige, das Mobbingopfer, das Büromäuschen, das Bürobiest, der Emporkömmling. Nicht immer angenehme Zeitgenossen, die man meist verzweifelt zu ignorieren sucht. Auf der Bühne und unter der Inszenierung von Regisseur Anatol Preissler allerdings ein echter Hingucker. Einfallsreich, spielfreudig, immer wieder überraschend, aber vor allem urkomisch mobben und ehrgeizen sich die fünf Hauptdarsteller durch das Stück. Obwohl der Inhalt eher ein tragischer, denn ein komödiantischer ist. Schließlich sind die Probleme, mit denen sich jede der Figuren herumschlagen muss, mehr als alltäglich geworden.

Hufschmid (Tim Olrik Stöneberg), Schmitt (Sabine Brandauer), Kretzky (Jan Brunhoeber), Kristensen (Vanessa Daun) und Kruse (Klaus-Michael Nix) teilen sich ein Büro und ein gemeinsames Hobby: Dem Chef gefallen. Ehrgeizig ist jeder, auf seine eigene Weise, und nicht immer ganz korrekt. Und wer korrekt sein und nicht mit den Wölfen heulen will, wird eben angeknurrt, gebissen und unterworfen. Sogar im wörtlichen Sinne müssen Hufschmid und Kruse doch einmal die "Rangfolge" auf der Bühne ausfechten. Da wird geknurrt, gebellt und geheult, sich unterworfen und besprungen – und im Publikum darf gelacht werden. Über allem schwebt der allgegenwärtige, aber unsichtbare Chef. Als rot leuchtende Alarmlampe ruft er seine Leibeigenen, Verzeihung, Angestellten zu Ruhe und Ordnung. Verlangt nach Unterlagen, nach "wirklich guten Gesprächen" und erwidert Kritik mit dem sprichwörtlichen "Messer im Rücken".

## Eine tragische Komödie

Doch interessant sind nicht die Reaktionen des Chefs, sondern die der Kollegen. Während es im ersten Teil um die Karrieregefechte, Mobbingattacken und Büroscharmützel der Kollegen untereinander geht, geht der Blick im zweiten Teil tiefer.

Besonders schön, der weinende Tim Olrik Stöneberg im übergroßen Anzug, verfolgt von den Geistern seiner Kindheit. Zwei übergroßen Elternschatten, die in einer Tour kundtun, wie ungenügend und enttäuschend die eigene Brut doch sein kann. Wer sich hier allzu oft an seine eigene Kindheit erinnert fühlt, sollte über eine Therapie nachdenken.

Immer unterbrochen wird der Bürozwist von bekannten Songs, wie etwa "Was ich will, bist du" von der Münchner Freiheit, vorgetragen von Jan Brunhoeber als Ode an sein neues iPhone und allerlei andere Apple-Produkte.

Nach der Pause lernt man die schön-schaurigen und allzu bekannten Abgründe der Fünf kennen: Schmitt, die kaputt ist und es gefälligst auch bleiben möchte. Schließlich müssen reparierte Sachen vor allem eines wieder: Funktionieren. Saubermann Kruse, der auf seine große Stunde wartet, um endlich aus dem eigenen biedermeierlichen Schatten zu treten, voller Befürchtungen, dass er sie nicht mehr erleben könnte, weil er bis dahin an einem Herzinfarkt gestorben sein könnte.

Beat, Burn, Bite

Das Ende von Ingrid Lausund ist etwas revoluzerischer gedacht, als das Ende dieser Inszenierung, dafür erscheint einem dieses hier um einiges realitätsnaher. Der Chef wird nicht ignoriert, er ist ja schließlich auch nicht anwesend, der Chef in einem Selbst dagegen gestärkt: "Beat, Burn, Bite." sagt Vanessa Daun da so schön. Zurückschlagen ist gut, zuschlagen nicht. Brennen ist gut, aber nicht verbrennen. Durchbeißen ist gut, aber nicht kaputtbeißen. Kämpfen ja, für sich, aber nicht gegen die anderen.

Diese Botschaft hat Regisseur Anatol Preissler für die Zuschauer. Seine Inszenierung ist fast unfreiwillig komisch, sind die Situationen doch eigentlich tragischer Natur. Doch die detailreiche, vielseitige Inszenierung bietet viele Momen-

te, die das Zwerchfell kitzeln und gleichzeitig an unangenehme Situationen im Büro erinnert.

Der Zuschauer sieht sich praktisch selbst am Schreibtisch, den Kaffee ziehen und die Kollegen bespitzeln. Eine verspielte Inszenierung, die nicht nur den fünf Klasse Schauspielern sichtlich Spaß macht.

Dazu trägt auch das Bühnenbild von Karel Spanhak bei. Fünf Schreibtische, schön akkurat, schön synchron, nicht gerade gehobene Ausstattung, Büroatmosphäre. Alles wirkt überdimensional, die Figuren darin mal wie ein Uhrwerk, mal wie Bienen im Stock, mal wie Wölfe bei Rollenkämpfen. Die Kostüme von Yvonne Wallitzer erscheinen businesslike: gut sitzende Anzüge neben schicken Kostümen, Biedermann-Outfit neben Galakleid. Passend und stimmig.

Fazit: Ein Stück, nicht nur für Stromberg-Fans. Hier erkennen sich sowohl Mobbingopfer und Burn-out-Patienten als auch übertrieben-ehrgeizige und ewig-positive Büroengel wieder. Eine neue frische Komödie im Theater Trier.“

## Im Vorzimmer der Macht

Ingrid Lausunds Tragikomikogroteske von Anatol Preissler in Trier inszeniert

Trierischer Volksfreund | 24.12.2012

„Einen Abend für Leute mit Haltungsschäden“ nennt Autorin Ingrid Lausund ihr Schauspiel "Bandscheibenvorfall". Der Versuch, das moderne Büro-Alltagsleben auf die Bühne zu bringen, offenbart im Theater Trier Licht und Schatten.

Im Vorzimmer des Chefs haben alle die gleiche Hoffnung: es irgendwann auf die andere Seite der Tür schaffen. Foto: Theater Trier

Trier. Es gibt im Theater eine Art von Lachen, dem man anhört, dass es aus dem Wiedererkennen von Situationen und Verhaltensweisen entsteht. Dieses wissende Lachen ertönt öfter an diesem Premieren-Abend. Zu realitätsnah - wenn auch drastisch überzeichnet - ist die fünfköpfige Bürotruppe, die da im Vorzimmer des Chefs haust.

Die Einrichtung (Bühnenbild: Karel Spanhak) ist kärglich, winzige Schreibtische ohne Computer, die obligatorische Kaffeemaschine als einziger Luxus. Ein rotes Blinklicht über der Tür markiert das anonyme Chefbüro. Wenn ein sirenenartiges Signal ertönt, ist der Notfall angesagt, denn dann muss einer der Delinquenten beim Allerhöchsten antreten, um sich rundmachen zu lassen.

Überflieger und Betriebsnudel

Vorhang auf für die Prototypen des Bürolebens: Der Alpha-Rüde, der die Konkurrenz wegbeißt, sein weibliches Pendant mit der aggressiven Perfektion, der dauergrinsende Überflieger, die naive Betriebsnudel, das willige Opfer. Alle im Vorzimmer der Macht, mit der leisen Hoffnung, irgendwann aus diesem Gefängnis in die Welt auf der anderen Seite der Tür aufzusteigen.

Ein richtiges Drama ist das nicht, was Autorin Ingrid Lausund geschrieben hat, eher eine Folge von Szenen sehr unterschiedlicher Dichte. Stark ist der Abend da, wo er das Geschehen ins Absurde treibt, wo aus den Angestellten ein Tier-Rudel wird, samt rigoroser Hackordnung. Lustig wird es, wenn die Akteure den Zwiespalt zwischen dem, was man zueinander sagt, und dem, was man wirklich meint, deutlich werden lassen.

Aus der Fallhöhe von Text und Subtext lassen sich komödiantische Funken

schlagen, ebenso wie aus dem Zwergenaufstand der ewig Unzufriedenen, die mit einem "So geht es nicht weiter" ins Chefbüro stürmen und mit dem Kopf unterm Arm wieder herauskommen.

"Bück dich hoch", rappt das Quintett am Anfang, als alle noch so wirken, als kämen sie aus einem der unsäglichen Seminare, bei denen die Referenten für teures Geld den Teilnehmern verklickern, Erfolg sei nur eine Frage des eigenen Willens. Aber das widersprüchliche Vorhaben, mit gebeugtem Rücken den Weg nach oben anzutreten, führt unweigerlich zum Bandscheibenvorfall oder gar zum Verlust des Rückgrats. Deshalb tun einem die Figuren in letzter Konsequenz leid, sind sie doch am Ende auch nur Sehnsüchtige, die ihren Platz in einem System suchen, das einen vor die Wahl stellt, anständig zu sein oder erfolgreich.

So weit, so gut. Aber das Problem dieses Schauspiels ist, dass es - anders als etwa die Stücke von Yasmina Reza - zu wenig Substanz für einen ganzen Theaterabend hat.

### **Von allem etwas, nichts richtig**

Regisseur Anatol Preissler hat das erkannt und versucht, mit allen handwerklichen Mitteln eines versierten Theatermakers das Manko zu kompensieren. Da wird die Handlung mit Musik von Daliah Lavi über Marianne Faithfull bis Silcher kontrastiert und kommentiert, da werden die Stilmittel der Groteske lustvoll ausgespielt, da wird das Tempo variiert und das Publikum erlebt radikale Stimmungswechsel.

Doch letztlich ist das Stück von allem etwas, aber nichts so richtig. Für ein Lustspiel reichen die Pointen nicht, für eine Revue fehlt die musikalische Prägnanz, für eine Tragikomödie mangelt es an Tiefenschärfe.

Unterm Strich ein netter Abend, der seinen Unterhaltungswert vor allem aus dem engagierten Spiel der fünf Akteure bezieht. Klaus-Michael Nix brilliert als personifizierter Verlierer, Tim Olrik Stöneberg gibt überzeugend den Macho mit Kindheits-Trauma, Jan Brunhoeber lässt den netten Opportunisten lebendig werden, Vanessa Daun begeistert nicht zuletzt gesanglich und Sabine Brandauer bleibt als streng gescheitelte Aufsteigerin nichts schuldig.

Am Ende freundlicher Beifall im ordentlich besetzten Haus. "

## Keiner für alle, alle für keinen

Kultur | 30. Dezember 2012 | auf „16 vor“

„Burn-Out, Depression oder das mittlerweile schon fast obligatorische Magengeschwür: In gleichem Maße, mit dem die „arbeitsbedingten Erkrankungen“ zugenommen haben, hat auch die Gegenwartsdramatik das weite Feld der Arbeitswelt für sich entdeckt. Am Theater Trier inszeniert Anatol Preissler „Bandscheibenvorfall“, den „Abend für Leute mit Haltungsschäden“. Autorin Ingrid Lausund, die jüngst mit der Produktion „Benefiz – Jeder rettet einen Afrikaner“ für Aufsehen gesorgt hat, überzeichnet die Symptome und lässt dabei die Ursache aus dem Blick.

TRIER. Jaja, so ist das manchmal, denkt sich vielleicht wissend lächelnd irgendein Angestellter im Publikum. Er weiß, wie viel Hass und Verachtung man in die vier Silben eines „Guten Morgen!“ packen kann. Er hat auch schon mal zum Projektpartner gesagt „Supi, freu mich schon auf die Zusammenarbeit“ und dabei gedacht „Ich kotze gleich“. Und den Moment, wenn der Kaffee leer ist und niemand für Nachschub gesorgt hat, kennt tatsächlich jeder, der auch nur befristet in einem Büro beschäftigt war.

Ingrid Lausund hat ein Händchen für Beobachtungen, und was sie zum zwischenmenschlichen Umgang in der gegenwärtigen Arbeitswelt zu sagen hat, ist in ihrem Stück „Bandscheibenvorfall“ zusammengetragen. Fünf Figuren treten hier als stereotype Vertreter der Spielarten des Angestellten auf: Da ist der smarte Aufsteiger Kretzky (Jan Brunhoeber), das Alpha-Arschloch Hufschmidt (Tim Olrik Stöneberg), die toughe Karrierefrau Schmitt (Sabine Brandauer) und das verhuschte Büromäuschen Kristensen (Vanessa Daun). Ganz unten in der Hackordnung: Der ewig pullundertragende Opfertyp Kruse (Klaus Michael Nix). In ihrem Aufstiegskampf aus dem glanzlosen Angestelltendasein sind sie sich alle selbst am nächsten und dankbar für jede Gelegenheit, beherzt nach unten zu treten. Dass nach oben gebuckelt wird, versteht sich von selbst. Die Figur des unsichtbaren und doch omnipräsenten Chefs ist nicht nur räumlich der Flucht- und Fixpunkt der gesamten Büroszenerie (Bühne: Karel Spanhak), auch



für das Weltbild der Arbeiter ist er gottgleicher Dreh- und Angelpunkt: Mal sanft, meist zornig, immer sinnstiftend. In Erscheinung tritt er nur in Form eines durchdringenden Alarmsignals. Das ist ein schönes Bild für die Kontrolle, die der Selbstkontrolle gewichen ist. Den Terror, die Panikmache, die Ausbeutung – das besorgen die Beschäftigten heute ganz alleine.

Das Büro als Vorhof der Hölle: Das ist die hässliche Fratze des Spätkapitalismus. Die Spuren des neoliberalen Mantras eines "Jeder ist seines Glückes Schmied" findet die Inszenierung dabei nicht nur in den Verhältnissen der Menschen zueinander (nämlich als antagonistische Einzelkämpfer), sondern auch im Selbstbild der Arbeitenden. "Ich bin kaputt", bekennt Karrierefrau Schmitt in ihrem Schlussmonolog, "und ich will nicht repariert werden. Ich will nicht funktionieren". "Wann hat das eigentlich angefangen, dass ich zu nichts mehr eine Meinung habe?", befragt Kretzke sich selbst in einem seltenen Moment der Klarheit. Diese Schlussmonolog-Runde, in der die Leere und Lebenslügen durchscheinen, gehört zu den inhaltlich stärkeren Szenen des Abends, der sich über weite Strecken als relativ beliebige Aneinanderreihung von Klischees präsentiert.

Besonders deutlich wird dieses Manko, wenn versucht wird, die charakterliche Verkrüppelung der Figuren kausal zu bestimmen: Hufschmidt ist eben deshalb ein beißwütiger Macho, weil seine Eltern (Mutter: Beruf für das Kind aufgegeben; Vater: hartherziger Trinker) zu hohe Erwartungen und zu wenig Liebe in ihn projiziert haben. Höher als auf der Ebene der Kernfamilie wird Ursachenforschung nicht betrieben. Die Gesellschaft, die diese Arbeitsverhältnisse produziert, die das Elend dieser Figuren sind, findet nicht statt, ganz im Gegenteil: Gesellschaftliches Unrecht wird als individuelles Unglück verkauft. "Solidarität war eben grade nicht das Gesprächsthema", erklärt Kretzky den Kollegenverrat. Das letzte Wort hat immer der Gewinner, und der sagt eben: Pech gehabt. Anatol Preissler, zum ersten Mal als Regisseur in Trier, holt aus dieser Vorlage raus, was im Großen Haus eben geht: Viel Rhythmisierung in den Abläufen, Abstecher ins Absurde und viel Raum für die Schauspieler, die ihre Rollen mit sichtbarer Spielfreude ausfüllen. Doch selbst dieses solide Theater-Handwerk kann nicht ausgleichen, dass Autorin Ingrid Lausund zwar gekonnt die Sympto-

me einer Schiefelage zeichnet und überzeichnet, dabei aber nicht den Blick für die Zusammenhänge bemüht. Es muss dem Stück folglich an allem fehlen, was ihm wirklich Stärke geben könnte: Klarsicht, Problembewusstsein und Engagement. Der Abend für Leute mit Haltungsschäden – es fehlt ihm selbst an Haltung.“

## „Ich habe großes Mitleid mit den Figuren“

16vor

„Ein Abend für Leute mit Haltungsschäden“ kündigt die Autorin Ingrid Lausund ihr Stück „Bandscheibenvorfall“ an, das an diesem Samstag um 19.30 Uhr im Theater Trier Premiere feiert. Gemeint sind jedoch nicht angeborene oder erworbene Fehler des menschlichen Bewegungsapparats, sondern des Charakters. Damit wäre auch schon mal geklärt, dass das Stück, in dem fünf Angestellte sich im Vorzimmer des Chefs gegeneinander auszuspielen versuchen, die Zuschauer mehr nachdenklich als lachen machen soll. So empfindet es auch der Regisseur Anatol Preissler, wie er im Gespräch mit 16vor erzählt.

**16vor:** Waren Sie schon einmal Mobbing-Opfer?

**Anatol Preissler:** Nein, selbst ist mir das zum Glück noch nie passiert. Aber gerade wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, habe ich mich immer für Schwächere stark gemacht, die schikaniert wurden.

**16vor:** Haben Sie schon einmal, um beruflich weiterzukommen, etwas getan, wofür Sie sich im Nachhinein schämen?

**Preissler:** Hm... schämen? Nein. Man sollte zu seinen Fehlern stehen und daraus lernen. Ich habe einmal eine Besetzung akzeptiert, um den Konflikt zu vermeiden. Der daraus resultierende Konflikt war es aber nicht wert. Ich hatte meine Lektion gelernt. Dennoch sollte man immer zwischen Rückgrat und Sturheit unterscheiden.

**16vor:** Muss man sich nicht gerade im Theater besonders häufig verbiegen, um den oft eigensinnigen und gefallsüchtigen Intendanten gerecht zu werden?

**Preissler:** Ich glaube nicht, dass man sich am Theater mehr oder weniger verbiegen muss als an jedem anderem Arbeitsplatz auch. Natürlich ist es für jeden Berufsanfänger zunächst schwer, sich immer treu zu bleiben und sich gegen Despoten durchzusetzen. Aber ich glaube, wer sich in der Kunst verbiegt, hat auf lange Sicht keine Chance, seine Visionen zu verwirklichen. Und dann bleibt ja noch der berühmte Blick in den Spiegel... Ich für mich kann nur kreativ arbeiten, wenn ich auch hinter meinem Konzept stehe, aber es verlangt oft Diplomatie und Geschick, andere davon zu überzeugen.

**16vor:** Wie empfanden Sie Ihre Zeit als Regieassistent? Hat man Ihnen Ihre Arbeit leicht gemacht?

**Preissler:** Lange her. Lehrgeld bezahlt. Aber auch viel gelernt. Hm... Ich inszeniere lieber.

**16vor:** Sie sind gebürtiger Österreicher. Gibt es für Sie Unterschiede bei der Zusammenarbeit mit Deutschen und mit Österreichern?

**Preissler:** Geboren bin ich in Bayern, aber mein Pass und mein Herz sind österreichisch. Der Kopf dagegen denkt oft noch sehr deutsch. Natürlich gibt es Mentalitätsunterschiede. Und nicht zuletzt haben viele Österreicher ein musikalischeres Sprachverständnis.

**16vor:** Welche Figur in "Bandscheibenvorfall" ist Ihnen am sympathischsten?

**Preissler:** Keine. Ich habe großes Mitleid mit den Figuren. Aber sie sind alle sehr menschlich. Ich kann Vieles in ihnen verstehen. Alle Figuren verbindet eine große menschliche Leere und eine Sehnsucht. Das macht sie mir fast schon wieder sympathisch.

**16vor:** Hat die Arbeit zum Stück in Ihnen ein Aha-Erlebnis hervorgerufen in der Form, dass es Sie an eine reale Situation erinnert oder Sie Ihre eigene Haltung reflektieren gelassen hat?

**Preissler:** Ja. Wenn man sich über so langen Zeitraum mit einem Thema beschäftigt, macht das immer was mit einem, schärft den Blick auf Situationen und lässt einen im besten Fall sich selbst reflektieren.

**16vor:** Birgt eine Komödie über die Themen Mobbing und Karrierestreben um jeden Preis nicht die Gefahr, dass man nur darüber lacht und sich keine Gedanken über diese Probleme macht?

**Preissler:** Mit dieser Frage treffen Sie bei mir voll ins Schwarze. "Bandscheibenvorfall" ist in meinen Augen und auch in den Augen der Autorin keine Komödie. Der Verlag führt es als Schauspiel, die Autorin hat es als "Abend für Leute mit Haltungsschäden" subtituliert. Und so habe ich das Stück verstanden und inszeniert. Verstehen Sie mich nicht falsch, es gibt Situationskomik, etwas Slapstick, Wortwitz und metaphorische Bilder, bei denen einem das Lachen, das heraus will, im Halse stecken bleibt. Aber komisch finde ich das Ganze nicht. Und die von Ihnen angefragten Gedanken kommen durchaus zum Vor-

schein. Drängen sich an die Oberfläche und reißen seelische Abgründe der Figuren auf. Aber genau das macht dieses Stück so reizvoll.“